Fornerod’s Briefe aus Beirut

Der Pfarrer Serge Fornerod hat sich für ein Semester an einer Hochschule in Beirut eingeschrieben. Für ref.ch berichtet er alle zwei Wochen aus dem Libanon. Ausserdem führt wöchentlich einen Blog auf seiner Webseite https://serge.swiss/beyrouth-2026

Publiziert auf www.ref.ch zwischen September 2026 und Januar 2027

****

Am Persischen Golf kämpfen die Kirchen für die Rechte von Arbeitsmigranten

von Serge Fornerod, 11. November 2026

Rund vier Millionen: Das ist die realistische Schätzung der Zahl der Christen, die auf der Arabischen Halbinsel und rund um den Persischen Golf leben. Tatsächlich ist das Christentum auf der Arabischen Halbinsel und in ihrer Umgebung spätestens seit Beginn des 2. Jahrhunderts präsent.

Die Kriege zwischen Rom und den Parthern an der Grenze am Euphrat führten dazu, dass sich die allerersten syrisch-christlichen Gemeinschaften rasch ausbreiteten, unter anderem rund um die Arabische Halbinsel, in Äthiopien, aber auch im heutigen Iran und noch weiter. Die Bedeutung dieser syrischen Tradition wird weitgehend unterschätzt. Zahlreiche arabische Wörter, wie beispielsweise «Qur’an», haben einen syrischen Ursprung.

Die heutige Situation der Christen in der Region könnte sich kaum stärker von jener vor zweitausend Jahren unterscheiden, die von einer ausgeprägten Missionstätigkeit geprägt war.

Während einer Reise nach Oman mit der Near East School of Theology (NEST), an der ich aktuell eingeschrieben bin, erfuhren wir, dass neun sogenannte «protestantische» Gemeinschaften jeden Freitag in ein und derselben Kirche Gottesdienst feiern: Dazu gehören Reformierte, Kongregationalisten, Baptisten, Adventisten und Anglikaner. Die grössten Gemeinschaften sind die indischen und asiatischen pfingstkirchlichen oder evangelikalen Gemeinschaften, weit vor den historischen reformierten und anglikanischen Kirchgemeinden.

Allerdings ist die ökumenische Zusammenarbeit sowohl zwischen den protestantischen Kirchen als auch zwischen den Konfessionen schwach. Sie beschränkt sich auf die logistische Verwaltung des grossen Campus, der ihnen von der omanischen Regierung zur Verfügung gestellt wird. Selbst klassische Veranstaltungen wie die Gebetswoche für die

Einheit der Christen oder der Weltgebetstag werden nicht gefeiert, obwohl die persönlichen Beziehungen zwischen den Verantwortlichen ausgezeichnet sind.

Das einzige protestantische und interkonfessionelle Koordinationsorgan für die gesamte Region ist die Vereinigung der Kirchen des Golfs (GCF), deren Rat sich einmal jährlich trifft. Diese in unseren Breitengraden völlig unbekannte Organisation vereint dreissig Denominationen – von syro-malabarisch bis zum Patriarchat von Antiochien –, die in den fünf Konfessionsfamilien Protestantisch, katholisch, episkopal, orientalisch-orthodox und byzantinisch-orthodox zusammengefasst sind.



Regelmässig treffen sich die Vertreter der Vereinigung der Kirchen des Golfs (GCF) wie hier 2026 in Kuwait (Bild: zVg)

Das «Kafala»-System

Zu mehr als 95 Prozent handelt es sich dabei um Kirchen von Arbeitsmigranten, die im Dienst der einheimischen Bevölkerung stehen. Erinnern wir uns an die Menschen, welche die Stadien der Fussballweltmeisterschaft 2022 in Katar unter beklagenswerten Lebens- und Arbeitsbedingungen bauten.

Zu den Mitgliedern dieser Kirchen gehören auch die als Hausangestellte beschäftigten Frauen, die ebenfalls dem im Golf und im Libanon praktizierten System der «Kafala» oder «Bürgschaft» unterworfen sind. Diese Art von Vertrag bindet die Rechte jedes Migranten an einen Bürger oder ein Unternehmen des Landes, das ihn beschäftigt. Ohne die Erlaubnis ihres Bürgen dürfen sie weder die Arbeitsstelle wechseln, noch das Land verlassen. Oft

können sie alleine kein Bankkonto eröffnen oder einen Mietvertrag abschliessen. Tatsächlich sind diese Menschen rechtlos.

Die Kirchen, die diese Menschen aufnehmen, haben das Recht, Gebäude zu verwalten, Visa auszustellen und Fragen des Familienlebens anders als nach der Scharia zu regeln. Bahrain anerkennt 12 Kirchen, Kuwait 15, Oman 13, Katar 10, die VAE 20 und der Jemen 6. Eine ihrer vorrangigen Aufgaben besteht darin, die Rechte dieser Menschen zu verteidigen.

Millionen von Christen in den Golfstaaten

2015 wurde die Zahl der Christen, die in den sechs Golfstaaten lebten, vorsichtig auf mehr als 3,4 Millionen geschätzt, was 6,5 Prozent der Wohnbevölkerung dieser Region entsprach. Der Anteil der Christen variiert von Land zu Land und reicht von 4,3 Prozent in Saudi-Arabien bis zu 13 Prozent in Bahrain. Diese «offiziellen» Zahlen sind nicht nur zehn Jahre alt, sondern liegen sehr wahrscheinlich unter der Realität. Fast 70 Prozent dieser Christen stammen vom indischen Subkontinent, 13 Prozent aus Südostasien, 7,5 Prozent aus Afrika, 3 Prozent aus dem Nahen Osten und ebenso viele aus Europa.

Die wichtigsten Themen der GCF sind nicht registrierte Kirchen, Fragen der Migration, die Art und Weise, wie die Bibel gelesen wird, sowie die Beziehungen zur Regierung und zu den Muslimen.



Der Rat der GCF bei seinem Gruppenbild anlässlich des Treffens im vergangenen Jahr: Würdenträger dutzender Denominationen. (Bild: zVg)

Kirchen unterstützen rechtlose Arbeitsmigranten

Die Vereinigung veröffentlichte 2018 eine Erklärung von Abu Dhabi, die sich sowohl an ihre Mitglieder als auch an die Behörden richtete. Darin riefen sie unter anderem die Christen dazu auf, ihre Pflichten als Bürger gehorsam zu erfüllen. Kirchen sollten ihrerseits «eine proaktive Haltung einnehmen, indem sie durch Zusammenarbeit im Bildungsbereich und durch Dienst an der Gemeinschaft konstruktive Begegnungen mit der muslimischen Gemeinschaft suchen».

Die Kirchen sollen mit den Regierungen zusammenarbeiten, um auf die Bedürfnisse der Arbeitnehmer eingehen zu können. Für die Bedürftigen innerhalb der eigenen Gemeinschaften sollen sie sich einsetzen, sie auszubilden und ihnen konkrete Hilfe leisten.

Die Erklärung fordert von den lokalen Regierungen unter anderem, «den Christen die Möglichkeit geben, ihrem Glauben treu zu bleiben, indem ausreichend Grundstücke für den Bau von Gebäuden für ihre Gottesdienste bereitgestellt werden». Ausserdem solle den Christen die Verbreitung von Bibeln und liturgischem Material erlaubt und möglich sein.

Die GCF fordert von den Golfstaaten, dass sie eine Plattform bereitstellen, auf der die Bedürfnisse der Arbeitsmigranten gehört und behandelt werden. «Wir möchten Vertrauensbeziehungen entwickeln, die es uns ermöglichen, unter dem System der ‹Kafala› gemeinsam für Gerechtigkeit zu arbeiten und jenen Menschen Hoffnung zu geben, die von Schulden belastet und von Sorgen geplagt werden», heisst es in der Erklärung.

Appell für Achtung der Menschenrechte

Um ihre Forderungen zu begründen, stützen sich die Kirchen des Golfs auf die Erklärung von Marrakesch aus dem Jahr 2018, die von 57 Ländern im Rahmen des «Rabat-Prozesses, des euro-afrikanischen Dialogs über Migration und Entwicklung», angenommen wurde. Dieser ruft zur Achtung der Menschenrechte und zum Kampf gegen den Menschenhandel und die erzwungene Migration auf und setzt sich dafür ein.

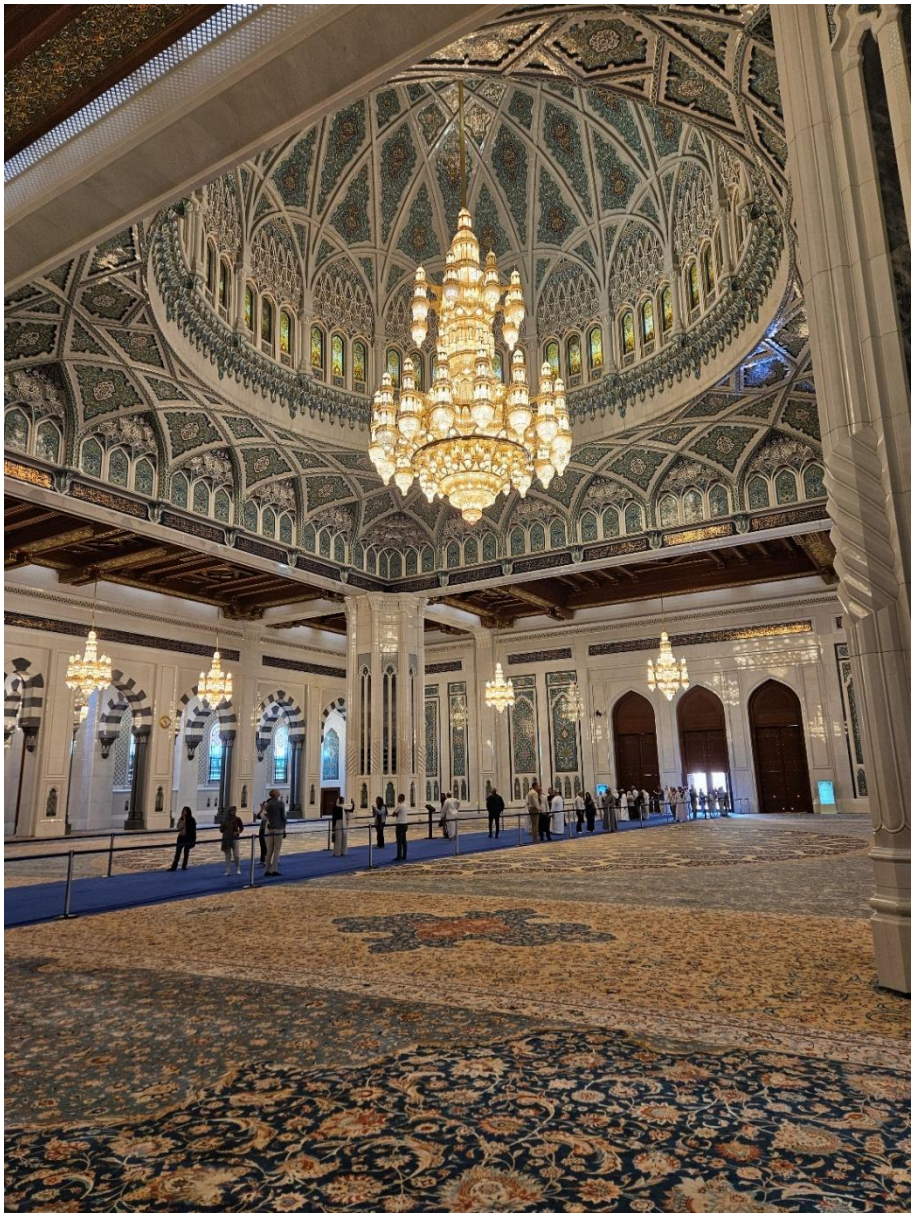
Auch wenn die Golfstaaten an der Erklärung von Marrakesch nicht beteiligt sind, fordern die Kirchen des Golfs, dass sie sich davon inspirieren lassen, um das ungerechte Kafala-System zu reformieren. Doch kein Land hat ein Interesse daran, den ersten Schritt zu machen.

Die GCF arbeitet mit dem Nahöstlichen Kirchenrat (MECC) in Beirut zusammen, doch ihr Einfluss bleibt sehr begrenzt. Nur ein überregionaler politischer Mechanismus könnte diese ungerechte Praxis ändern, die während des Ölbooms nach 1945 entstanden ist, um die Einwanderung zu regulieren.

****

Religionsfreiheit in der «Schweiz des Golfs»

In verkürzter Form am 28. Oktober 2026 von ref.ch publiziert



Die Near East School of Theology (NEST) hat zum ersten Mal eine Klausurtagung im Ausland unternommen, und zwar nach Oman. Das Land hat eine attraktive Besonderheit, da es uns eine andere Ausprägung des Islam näherbrachte als die, die wir aus dem Libanon oder aus Syrien kennen. Die vorherrschende Glaubensrichtung ist weder der Sunnismus noch der Schiismus, sondern der Ibadismus, der auch in geringerem Masse im Maghreb vertreten ist. Er macht nur 2 % aller Muslime aus. In Oman gibt es keine offiziellen Statistiken, doch schätzt man den Anteil der Anhänger der ibaditischen Tradition auf 60 %, den der Sunniten auf ca. 35 % und den der Schiiten auf 3 %. Der Ibadismus geht auf das Gedankengut des besten Schülers von Aisha, der Frau Mohammeds, zurück. Viele seiner Moscheen sind daher nach Jerusalem und nicht nach Mekka ausgerichtet. Die Omaner

haben folglich keinen Legitimitätskomplex, um ihre eigene Ausübung des Islam zu rechtfertigen. Diese sehr alte Form ist besonders tolerant und bestrebt, Konflikte und Gewalt im Zusammenhang mit der Religion zu vermeiden. So haben sowohl das Christentum als auch der Hinduismus im Oman offiziellen Status. In Maskat gibt es fünf Kirchenfamilien (zwei orientalische, eine orthodoxe, eine katholische und eine protestantische) sowie drei hinduistische Tempel. Die Christen machen weniger als 5 % der Bevölkerung aus. Wir haben den wichtigsten hinduistischen Tempel sowie die protestantische und die katholische Kirche besucht und uns ausführlich mit deren Verantwortlichen unterhalten.

Toleranz und eine Grenze

Bei den Protestanten wurde zum ersten Mal seit 130 Jahren ein Baptistenpfarrer aus Washington D.C. gewählt und nicht ein Pfarrer der Reformed Church in America (RCA), die bereits 1891 nach Oman kam. Die RCA verfolgt seit den 1980er-Jahren eine Politik der Entkolonialisierung und hat ihren Status als «Missionskirche» aufgegeben, um auf der Grundlage einer Partnerschaft mit der anglikanischen Kirche zur Protestant Church of Oman (PCO) zu werden. Sie verkaufte ihr Spital für einen symbolischen Rial an den Staat und verwandelte das Haus des Missionars und des Spitaldirektors in ein interkulturelles Zentrum, das Centre Al Amana. Hier feiern neun Gemeinden Gottesdienst, die mehrere Tausend Menschen und sechzehn Nationalitäten umfassen. Die «klassische» protestantische Gemeinde zählt etwa vierhundert Mitglieder, hauptsächlich Inder und Asiaten.

Das Besondere daran ist, dass – um dem muslimischen Grundsatz treu zu bleiben, wonach es verboten ist, jemanden zum Religionswechsel zu überzeugen – alle Kirchen und hinduistischen Tempel auf einem einzigen Campus vereint sind, der vor etwa fünfzig Jahren vom Staat zur Verfügung gestellt wurde. Es gibt noch zwei weitere solcher Campusse im Land. Am Freitag füllen sich diese Kirchen mehrmals täglich mit den verschiedenen Gemeinschaften, die dort Gottesdienst feiern: die katholischen Pfarreien in ihren verschiedenen orientalischen und indischen Riten sowie die protestantischen Gemeinschaften mit ihrer bekannten Vielfalt. Der Staat greift in diese Organisation in keiner Weise ein, und die verschiedenen christlichen Familien organisieren sich untereinander. Die Protestanten haben über die PCO eine Art Dachverband aller protestantischen Gemeinschaften geschaffen, der die Verwaltung koordiniert und die Beziehungen zum Staat sicherstellt. Im Nationalmuseum kann man das Exemplar der Bibel besichtigen, die der amerikanische Missionar 1891 bei sich hatte, neben Artefakten anderer Konfessionen oder Religionen.

Einschränkungen

Um jedoch den sozialen Frieden zu wahren, darf keine Religionsgemeinschaft – sei sie schiitisch, pfingstlerisch oder syro-malabarisch – im öffentlichen Raum missionieren oder eigenständige soziale Aktionen durchführen. Dazu müssen sie eine Partnerschaft mit einer lokalen NGO eingehen. Jede Aktion oder Veranstaltung im öffentlichen Raum bedarf einer

Bewilligung. Die Missionsarbeit findet daher ausschliesslich innerhalb der Campusmauern statt. Den Kirchen ist es zudem nicht gestattet, ein Kreuz auf ihrem Gebäude anzubringen. Dies stellt eine Einschränkung der Religionsfreiheit dar, die jedoch durch einen geschützten Rechtsstatus und die Garantie vor Schikanen gegenüber ihren Mitgliedern ausgeglichen wird. Ein vergleichbarer Status besteht in den anderen Golfstaaten, mit Ausnahme von Saudi-Arabien. Vor diesem Hintergrund kommt dies fast einer liberalen Lösung gleich, was dem Land «nur» den 38. Platz in der Rangliste der «verfolgten Kirchen» von Open Doors und die drittbeste Platzierung in der Region nach Jordanien und Katar einbringt. Das Paradoxon Omans besteht darin, dass diese Regelung auch für die verschiedenen muslimischen Gemeinschaften gilt. Der Staat schränkt auch die Religionsfreiheit des Islam ein. Doch kein muslimisches Land und keine muslimische Bewegung bestreitet, dass Oman ein «normales» muslimisches Land ist. Entscheidend ist die Wahrung des Zusammenhalts und des sozialen Friedens. Alles, was diesen stören könnte, muss vermieden werden. Der Direktor von Al Amana schätzt diese Lösung: «Wir können religiöse Gespräche führen, ohne unter dem Druck zu stehen, andere bekehren zu wollen oder selbst bekehrt zu werden. Diese Abwesenheit von Druck ist meiner Meinung nach mehr als nur Religionsfreiheit.» Grund genug, die Kriterien von Open Doors einmal mehr zu hinterfragen…

Eine alte Tradition

Diese Tradition der Toleranz hat ihre Wurzeln in der Geschichte dieses Landes der Handelsseeleute, das seit der Zeit der Seidenstrasse mit anderen Zivilisationen in Kontakt stand. Die Rolle von Sultan Qabus († 2020), der fast fünfzig Jahre lang regierte, ist ebenfalls von grosser Bedeutung. Er hatte zu Studienzwecken in England gelebt, wo er erkennen konnte, wie wichtig eine starke Entwicklung und das Zusammenleben mehrerer Gemeinschaften für das Land waren. Er war es, der das Land tiefgreifend verändert hat. Dank seiner Aufgeschlossenheit und Friedensliebe konnte das Land die letzten fünfzig Jahre in Frieden verbringen und eine starke wirtschaftliche Entwicklung erleben, ohne die politischen oder religiösen Turbulenzen der Nachbarländer. Er stösst jedoch auf eine sehr traditionelle, stammesorientierte und konservative Mentalität in Bezug auf Kleidung, die Vermischung der Geschlechter, die Ehe und bestimmte Verhaltensweisen (z. B. Rauchen). In der Hauptstadt Maskat (eine Million Einwohner) sind soziale Durchmischung und Freiheit leichter zu leben als im Landesinneren. Bei Familientreffen bleiben Männer und Frauen getrennt, während die Angestellten am Arbeitsplatz oft gemeinsam essen.

Die Situation der Frauen

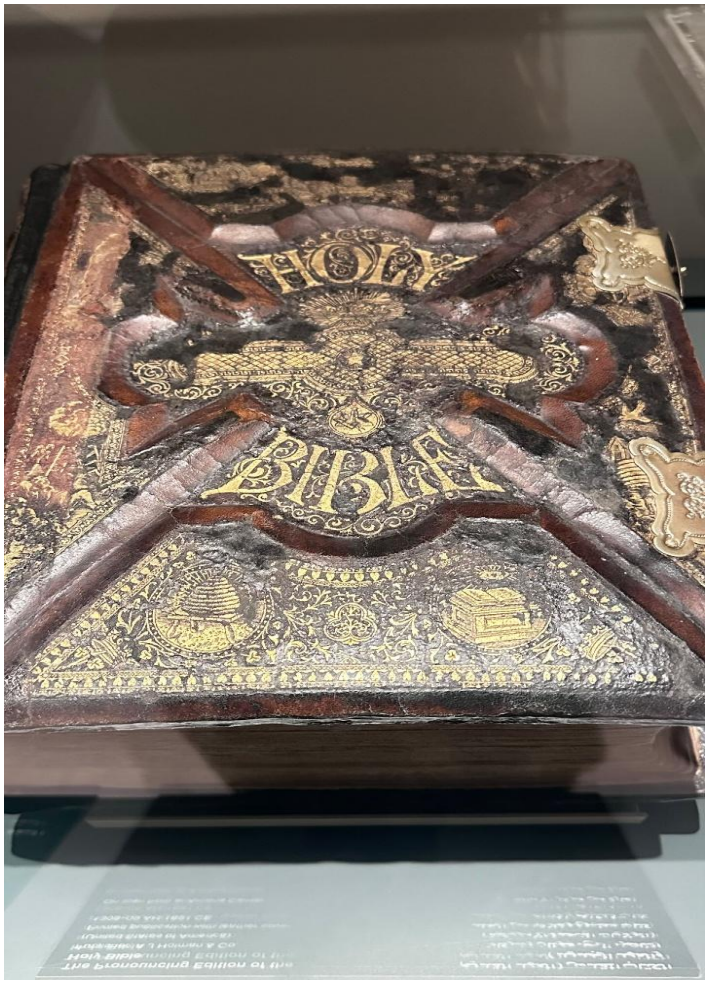
Die Scheidungsrate ist in den letzten Jahren stark gestiegen, und in zwei Dritteln der Fälle wird die Scheidung von den Frauen beantragt. Dies deutet auch auf starke Diskriminierung in den Familien, Gewalt und anhaltende Tabus hin, zum Beispiel in Bezug auf aussereheliche Beziehungen, Frühehen oder Ehen, die oft noch von der Zustimmung der Eltern abhängen. Frauen, die wir treffen konnten, berichteten von traumatischen und tragischen Erfahrungen in ihrem Leben, zum Beispiel dadurch, dass die

Staatsangehörigkeit der Kinder ausschliesslich vom Ehemann bestimmt wird. Bei einem Migrantenanteil von 45 % kann man sich die Dramen leicht vorstellen. Das Gesetz sieht jedoch vor, dass der Ehemann, wenn der Scheidungsgrund Misshandlung durch ihn ist, seiner Ehefrau eine Abfindung zahlen muss, selbst wenn sie die Scheidung beantragt hat. Wir konnten uns ausführlich mit einer Frau unterhalten, die «frei» lebt. Auf die Frage, warum sich nicht mehr Frauen gegen dieses System wehren, antwortete sie – eine Ansicht, die anschliessend durch die Lebenserfahrungen der libanesischen Teilnehmerinnen untermauert wurde –, dass die meisten Frauen letztendlich gut mit diesem System zurechtkommen und darin mehr Sicherheit finden. Sie haben es innerlich akzeptiert und schaffen sich ihren eigenen Freiraum, der ziemlich weit gehen kann. «In deinem Zimmer, ganz allein oder mit deinen Freundinnen, kannst du tun, was du willst!»

Die Ausnahme Oman

Das Land ist im Süden vom Jemen, im Westen von Saudi-Arabien und den Vereinigten Arabischen Emiraten (VAE) sowie im Norden vom Iran umgeben. Vor allem liegt es auf der anderen Seite der berühmten Strasse von Hormuz, deren Landzunge, die die Strasse bildet, es über eine Enklave auf dem Gebiet der VAE kontrolliert. Die Bevölkerung zählt heute mehr als fünf Millionen Menschen auf einer Fläche von über 300'000 km^2, die sehr bergig ist und zwei grosse Wüstengebiete umfasst. Zunächst (nach anfänglichem heftigem Widerstand) im 16. Jahrhundert von den Portugiesen kolonialisiert und anschliessend bis 1970 (!) von den Engländern beherrscht, erlebte das Land 1970 einen Staatsstreich, der vom Sohn des kranken regierenden Sultans mit Unterstützung der Engländer angezettelt wurde. Der neue Sultan Qabus ibn Said leitete einen umfassenden Modernisierungsprozess des Landes ein und baute die Öl- und Gasförderung aus, die quasi die einzige Einnahmequelle darstellt. Dank ihm haben Frauen das Recht zu studieren und zu arbeiten. Sie sind im Parlament, in der Verwaltung und in der Regierung vertreten. In den Schulen sind die Klassen bis zum Alter von zehn Jahren gemischt. In diesem Jahr unterrichtete in Maskat zum ersten Mal eine Frau Jungen.

Oman ist heute eine absolute Monarchie mit den Anfängen einer konstitutionellen Monarchie. Das Amt des Sultans ist seit kurzem erblich. Dieses Königreich verfügt – erneut eine Ausnahme – über ein durch allgemeine Wahlen gewähltes, jedoch im Wesentlichen beratendes Parlament, das sich hauptsächlich aus Vertretern der alten Stämme zusammensetzt, sowie über einen Staatsrat und einen Ministerrat. Das Land wird seit dem 18. Jahrhundert von derselben Dynastie mitregiert. Seit 2020 ist Haitham ibn Tariq Sultan, der Neffe seines Vorgängers, der entgegen der jahrhundertealten Tradition keine Kinder hatte. Hinter vorgehaltener Hand wird gemunkelt, dass seine arrangierte Ehe mit seiner Cousine kaum länger als zwei Jahre gedauert habe und er nie wieder geheiratet habe, weil er homosexuell sei. Aus Respekt vor der Tradition des Landes wurde dies verschwiegen.



Religionspolitik: Sultan Qabus liess bereits in den 1970er Jahren in allen Städten des Landes Moscheen errichten, darunter die grösste – die er aus eigener Tasche bezahlt haben soll –, unweit von Maskat, die 2001 nach sechsjähriger Bauzeit eingeweiht wurde. Die Gesamtfläche beträgt 416’000 m^2. Gold und edler Marmor in Hülle und Fülle, ein gigantischer Teppich aus einem Stück. Sie ist die einzige, die für Nichtmuslime zugänglich ist, und bietet Platz für mehr als dreitausend Personen gleichzeitig.

Die «Schweiz des Golfs»

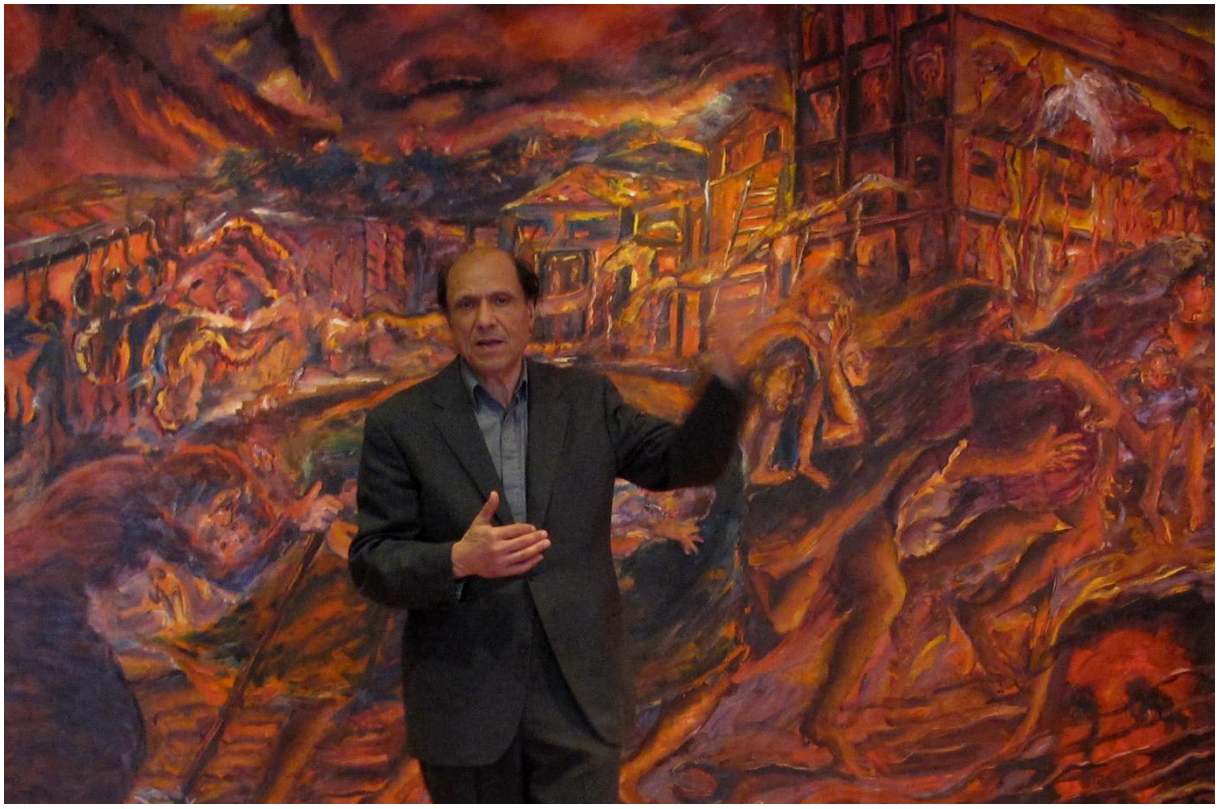
Oman liegt am Indischen Ozean, was die jahrhundertealten Beziehungen zum Subkontinent erklärt. Die Bevölkerung ist in den letzten zwanzig Jahren stark gewachsen, von zwei auf fünf Millionen. Die überwiegende Mehrheit der Ausländer stammt aus Indien oder Asien. Das Land lebt wie die gesamte Golfregion vom Erdöl und Erdgas (fünfzig Rappen pro Liter an der Tankstelle, während man in Beirut fast drei Dollar bezahlt!), ist aber seinen traditionellen arabischen Wurzeln sehr verbunden geblieben. Seine Hauptstadt Maskat hat im Gegensatz zu Dubai oder Doha noch immer sehr schöne Quartiere mit der für den Golf typischen Architektur. Wasser, Brot, Reis und Poulet werden stark subventioniert, was arme Familien erheblich entlastet. Trotzdem sind die Mentalität und das Bild auf der Strasse nach wie vor sehr traditionell und von Männern geprägt, während fast alle Frauen den Schleier tragen, obwohl dies nicht vorgeschrieben ist. Die Scharia gilt nur für das Familienrecht; alle anderen Bereiche des gesellschaftlichen und

wirtschaftlichen Lebens werden durch ein Zivilgesetzbuch geregelt. Auf internationaler Ebene rühmt sich Oman damit, keine Feinde zu haben, und unterhält weder mit dem Iran noch mit Saudi-Arabien, Israel oder dem Jemen Streitigkeiten. Seine gemässigte, neutrale und konsensorientierte Haltung wird von allen anerkannt und in der aktuellen regionalen Lage genutzt. Es ist das einzige Land der Region, das keine militärische Zusammenarbeit mit den USA unterhält. Manchmal wird es als «die Schweiz des Golfs» bezeichnet.

****

Sie malen den Krieg, um Hoffnung zu finden

Kolumne von Serge Fornerod, 15. Oktober 2026



Der international bekannte, libanesische Maler Nabil Kanso bannte die Schrecken des Bürgerkriegs auf grossformatige Bilder. (Bild: Wikicommons/ Beylonab)

Ein Maler beschreibt die Wirklichkeit nicht. Er interpretiert sie, sei es auf impressionistische, expressionistische, abstrakte oder andere Weise. Er erschafft sie nach seinem Bild und seiner Wahrnehmung neu, aktualisiert sie oder nimmt sie vorweg. Er projiziert sie auf eine flache Oberfläche, gibt ihr einen kleinen oder grossen Rahmen, eine oder mehrere vorherrschende Farben, macht sie dick oder fliessend, stellt das Licht oder die Finsternis heraus.

In einem Kontext, der zugleich so plural, traditionell und gewalttätig ist wie jener des modernen Libanon, wollte ich sehen, wie drei zeitgenössische libanesische Künstler auf

ihr Land blicken. Ein gemeinsames Thema als Kriterium erlaubt es, die Empfindsamkeiten und Wahrnehmungen besser zu erkennen und zu vergleichen: der libanesische Bürgerkrieg zwischen 1975 und 1990, die israelische Invasion von 1982 und das Massaker in den palästinensischen Flüchtlingslagern Sabra und Schatila im Süden Beiruts im selben Jahr.

Der erste Künstler ist Nizar Daher. Im Westen ist er wenig bekannt und hat vor allem im Nahen Osten, Russland, China und Zentralasien ausgestellt. Ein bekanntes Werk ist seine Darstellung von Sabra und Schatila, in der die Farbe des Feuers mit jener des Blutes verschmilzt und Berichte über das Massaker in Richtung Vergessen davonfliegen.



Unscharf, bedrohlich, der Schatten ist nie weit entfernt: Niza Dahers Landschaftsbilder wirken wie Erinnerungen, die man nicht mehr richtig fassen kann. (Bild: Wikicommons/ Niza Daher)

Doch sein bevorzugtes Thema, in dem sich seine Kunst am stärksten ausdrückt, ist das Bekaa-Tal und dessen Schönheit.

In diesen Darstellungen zieht das strahlende Licht den Blick des Betrachters auf sich und erlaubt es, die dunklen, kantigen und bedrohlichen Züge mit einer gewissen Hoffnung wahrzunehmen. Doch die Unschärfe verhindert, eine konkrete Wirklichkeit zu erkennen. Alles bleibt fliessend und ungewiss: ein Stacheldraht, eine Ruine, ein Boden, der sich zu bewegen scheint, ein bedrohlicher Gipfel. Der Schatten ist nie weit entfernt, wie eine Erinnerung an eine Vergangenheit, die die Natur einhüllen oder vergessen machen möchte.

Die zweite Künstlerin ist Claude Moufarège. Sie wurde 1951 geboren und lebte nur während ihrer Jugend und ihres Studiums in Beirut. Vor mehreren Jahren liess sie sich in Paris nieder. Trotz dieser biografischen Distanz ist auffallend, wie allgegenwärtig Beirut in ihrem bildnerischen Gedächtnis ist. Auch für sie ist der Bürgerkrieg der Ausgangspunkt ihres bildnerischen Schaffens.



Das «Gelbe Haus» in Beirut wurde zu einem Symbol des Bürgerkriegs. Einschusslöcher in der Fassade sind heute noch zu sehen. (Bild: Wikicommons/ Onceinawhile)

Sie hat beispielsweise das in Beirut berühmte «Gelbe Haus» gemalt. Dieses grosse Gebäude aus den 1920er-Jahren diente Scharfschützen während des Bürgerkriegs als Unterschlupf und Beobachtungsposten. Es wurde zu einem Symbol des Krieges. Noch heute ist seine Fassade von Einschusslöchern übersät. Auf Moufagères Gemälde wird es, stellvertretend für das ganze Land, von einer gigantischen Welle verschlungen, von der man nicht weiss, woher sie kommt. Das Haus treibt wie eine leere Arche Noah in einer

zweiten Sintflut. Das Gemälde stammt aus dem Jahr 2018, wenige Monate vor dem katastrophalen finanziellen Zusammenbruch des Landes.



In ihren späteren Werken werden die Abwesenheit und paradoxerweise die Kälte Beiruts hervorgehoben: eine Geisterstadt wie nach einer Epidemie, mit Farben, die an einen Tod erinnern, der noch immer umherstreift. Die Stadtlandschaft ist ihrer menschlichen Präsenz beraubt. Strassen, die nirgendwohin führen, verlassene Gebäude, Balkone und Fenster, an denen niemand vorbeikommen wird.

Der anspruchsvollste und bekannteste der drei Künstler ist sicherlich Nabil Kanso (1940–2019). Er lebte seit Mitte der 1960er-Jahre in den USA. Der Bürgerkrieg brachte ihn vorübergehend in den Libanon zurück und prägte ihn tief.

Kanso verarbeitete auf der Leinwand mehrere Kriege, darunter jene in Vietnam, Kuwait und Syrien. Der Gegensatz zwischen Licht und Finsternis im Menschen ist für ihn ein Leitmotiv. Er betrachtet den Krieg nicht in erster Linie als politisches oder historisches Phänomen, sondern als Ausdruck der Fähigkeit des Menschen zur Selbstzerstörung. Doch Kanso verfällt nicht dem Nihilismus. In seinen oftmals monumentalen Werken bleiben Fragmente von Rettung, Aufbruch und Hoffnung sichtbar: häufig verkörpert durch Kinder und weibliche Figuren – Symbole für Kraft, Stabilität und Beharrlichkeit.



Die psychologische und emotionale Kraft seiner Werke lädt die Betrachtenden zu einer Reflexion über die Menschheit ein, über ihre Fähigkeit zur Zerstörung und zum Überleben. Ein Gedanke, der vollkommen mit den heutigen und vergangenen Erfahrungen des Landes übereinstimmt. Und mit der Fähigkeit dieser Bevölkerung, sich nach jedem Trauma wieder aufzurichten, auch wenn man dafür manchmal ins Exil gehen muss.

****

Libanesisches Judentum gestern und heute

Von der einst blühenden jüdischen Gemeinde bleiben noch eine Synagoge und ein Friedhof

Kolumne von Serge Fornerod, 30. September 2026

Die Geschichte der Juden im Libanon geht zurück bis ins 15. Jahrhundert. Heute lebt noch eine Handvoll jüdische Menschen in Beirut. Der jüdische Friedhof der Stadt wurde während des Bürgerkriegs und durch die grosse Explosion im Hafen 2020 beschädigt. (Bild: Serge Fornerod)



Bei einem Gespräch neulich erfuhr ich eher beiläufig, dass es in Beirut einen jüdischen Friedhof gibt und zudem eine sehr kleine Gemeinschaft, die weiterhin sehr diskret besteht. Noch überraschender ist jedoch, dass es auch eine Synagoge gibt, die vor Kurzem vollständig renoviert wurde. Das war eine kleine Recherche wert.

Die Juden des Libanon

Die meisten libanesischen Juden waren Sepharden, die ab dem 15. Jahrhundert mit dem Schiff aus Spanien und Portugal kamen, um vor der Inquisition zu fliehen. Andere, Mizrachim, kamen hinzu, insbesondere im 20. Jahrhundert aus den benachbarten arabischen Ländern Syrien, Irak, Iran und Türkei, vor allem wegen der Auswirkungen der Konflikte mit dem Staat Israel in ihren Ländern, sowie aus Griechenland, Italien und Ägypten.

Die jüdische Gemeinschaft zählte zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis zu fünftausend Menschen, hauptsächlich in Beirut, und nach dem Zweiten Weltkrieg bis zu vierundzwanzigtausend im ganzen Land. Auch in Saida und Tripoli sowie in einigen Dörfern gab es Gemeinschaften. Die Gemeinschaft in Beirut wuchs nach 1948 nochmals auf ungefähr zehntausend Menschen an, vor allem dank Kaufleuten.

Das jüdische Viertel im Stadtzentrum wurde in diesem Jahrzehnt zu einem Zufluchtsort für Juden aus benachbarten arabischen Ländern, die dort Repressionen ausgesetzt waren.

Dieses Detail liefert wertvolle Informationen über das blühende Geschäftsleben der Stadt, aber auch über die Toleranz, die in Beirut herrschte. Die ersten Angriffe auf die jüdische Gemeinschaft stammen allerdings ebenfalls aus der Zeit des Konflikts von 1948.

Danach folgten im Zuge der verschiedenen Kriege, die das Land erlebte, mehrere Auswanderungswellen: 1958, 1967 und 1975–1990, wobei es insbesondere 1984 zur Geiselnahme von elf jüdischen Persönlichkeiten und zur Ermordung einiger von ihnen kam. Der jüdische Staat ermutigte Jüdinnen und Juden zur Einwanderung und warb mit materiellen Vorteilen. Das zog vor allem Menschen aus bescheideneren Verhältnissen an.

Zu Beginn des libanesischen Bürgerkriegs (1975–1990) zählte die jüdische Gemeinschaft noch fünfzehntausend Menschen. In den 1990er-Jahren schrumpfte sie auf zweitausend Menschen. Heute wird ihre Zahl auf weniger als dreissig Personen geschätzt. Diese Zahl berücksichtigt jedoch diejenigen nicht, die eine doppelte Staatsbürgerschaft besitzen, insbesondere eine amerikanische oder europäische. Neben Israel gingen viele nach Syrien, nach Aleppo und Damaskus. Andere gingen in die USA.

Ein Gesprächspartner erzählte mir, er sei in den 1960er-Jahren in einem vierstöckigen Haus aufgewachsen, das vollständig von Juden bewohnt gewesen sei; der Hausherr lebte im obersten Stock. Mein Bekannter war mit einem Sohn des Hausherrn im gleichen Alter befreundet und der einzige Nichtjude, der zu dessen Geburtstag eingeladen wurde. Der Vater meines Gesprächspartners war Schneider und half häufig bei kleinen Änderungen aus, ohne dafür Geld zu verlangen. Als die Familie wuchs und ihre Wohnung zu klein wurde, durfte sie eine der Wohnungen im Gebäude beziehen.

Der Mann erinnert sich daran, dass der Nachbar ihnen eines Tages riet, am folgenden Tag das Haus nicht zu verlassen. Es war der Tag, an dem der Bürgerkrieg ausbrach. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr Juden aus dem Viertel wanderten aus. Eines Abends liess der Hausherr den Vater des Kindes zu sich kommen. Das Gespräch dauerte zehn Minuten. Als der Vater zurückkam, sagte er nichts. Doch am nächsten Morgen waren Hunderte Juden aus dem Viertel auf einen Schlag verschwunden. Sie kehrten nie zurück und liessen nie wieder etwas von sich hören. Niemand wusste, wie und wohin sie gegangen waren.

Der jüdische Friedhof



Der jüdische Friedhof in Beirut ist nicht zugänglich. Im Bürgerkrieg wurde er beschädigt und vermint. Vom Dach der ehemaligen Hütte des Wächters des deutschen Friedhofs kann man die Anlage mit 3500 jüdischen Gräbern sehen. (Bild: Serge Fornerod)

Der jüdische Friedhof liegt an der ehemaligen «Grünen Linie», die während des Bürgerkriegs West-Beirut von Ost-Beirut trennte. Er befand sich damit in unmittelbarer Nähe der Kampfgebiete, unter denen er stark gelitten hat. Nach dem Krieg musste der Friedhof von Minen geräumt werden.

Tag und Nacht ist er durch ein solides, verschlossenes Tor gesichert. Hinter den hohen Mauern befinden sich mehr als 3500 Gräber, darunter diejenigen einiger bekannter Persönlichkeiten wie Rabbiner oder Angehörige der Familie Safra. Der Friedhof wurde 1829 gegründet.

Er grenzt an den deutsch-französischen Friedhof – den Ort, an dem sich die französischsprachige Gemeinde der Stadt derzeit provisorisch versammelt. Wenn man auf das Dach der ehemaligen Hütte des Friedhofswächters steigt, kann man auf den jüdischen Friedhof hinübersehen. Ansonsten ist er vollständig unzugänglich.

In den vergangenen zwanzig Jahren kam es gelegentlich zu Plünderungen und Vandalismus, und die Schäden aus dem Bürgerkrieg machen Teile des Friedhofs gefährlich. Der Friedhof wurde dem Verfall überlassen. Ab 1999 begann die verbliebene Gemeinschaft mit Restaurierungsarbeiten. 2019 verursachte ein heftiger Sturm neue Schäden, ebenso wie die Explosion im Hafen im Jahr 2020.

Die Synagoge

Einige Hundert Meter vom Meer entfernt befindet sich im heutigen Stadtzentrum von Beirut die Synagoge Magen Abraham. Sie ist vollständig restauriert, bleibt jedoch unzugänglich, geschlossen und ohne Besucher. Sie liegt in der Nähe des Parlaments und der Wohnungen hochrangiger Führungspersönlichkeiten, wird stark überwacht und ist faktisch isoliert inmitten von Strassen, die stets menschenleer sind.



Die letzte verbliebene Synagoge Beiruts liegt im heutigen Stadtzentrum. Sie wurde 2014 nach einer jahrelangen Restaurierung neu eröffnet. Die islamistische Hisbollah toleriert das Gebäude trotz ihrer Feindschaft mit dem Staat Israel. (Bild: Wikicommons/ Omarali85)

Die Synagoge wurde 2010 restauriert und 2014 wiedereröffnet, auf Initiative der jüdischen Gemeinschaft, jedoch mit Zustimmung aller politischen Parteien des Landes, einschliesslich der Hisbollah. Diese erklärte, sie unterscheide zwischen der jüdischen Religion, «einer göttlichen Religion», und dem Staat Israel.

An den Kosten der Restaurierung beteiligte sich jedoch keine der Parteien. Die Finanzierung erfolgte privat und blieb geheim. Möglicherweise stammte ein Teil der Mittel von einem der Unternehmen Rafiq Hariris. Hariri unterstützte den Wiederaufbau Beiruts in den 1980er-Jahren finanziell. Zweimal war er Ministerpräsident – von 1992 bis 1998 und von 2000 bis 2004 – und starb wenige Monate nach seinem Rücktritt bei einem Bombenanschlag gegen seine Person.

Auch die Synagoge wurde durch die Explosion im Hafen im Jahr 2020 beschädigt. Sie ist die einzige der 17 Synagogen des Viertels, die die verschiedenen politischen Krisen des vergangenen Jahrhunderts überstanden hat.

****

Wie betreibt man protestantische Theologie im Nahen Osten?

Kolumne von Serge Fornerod 16. September 2026



Der protestantische Glaube ist im Libanon seit langem etabliert, aber heute in der Minderheit. (Bild: Serge Fornerod)

Welche Rolle spielt die Near East School of Theology in Beirut?
Die Near East School of Theology (NEST) in Beirut bildet seit Jahrzehnten protestantische Pfarrerinnen, Pfarrer und kirchliche Führungskräfte für den Nahen Osten aus. Obwohl Protestanten im Libanon nur rund 0,5 Prozent der Bevölkerung ausmachen, geniesst die theologische Ausbildung der NEST über die eigenen Kirchen hinaus Anerkennung.

Vor welchen Herausforderungen steht die protestantische Theologie im Libanon?
Die NEST will sich stärker von westlich geprägter oder als kolonialistisch empfundener Theologie lösen und zugleich neue Ausbildungs- und Finanzierungsmodelle entwickeln. Inhaltlich muss sich die protestantische Theologie unter anderem mit christlichem Zionismus, Substitutionstheologie sowie antiarabischen und islamfeindlichen Bibelauslegungen auseinandersetzen.

Wie versteht die NEST ihre Aufgabe in der libanesischen Gesellschaft?
Die Hochschule sieht Protestanten nicht als isolierte «Minderheit der Minderheiten», sondern als Teil der libanesischen Gesellschaft. Mit einer konstruktiven Theologie, dem Dialog mit Muslimen und einem gemeinschaftlichen Campusleben will die NEST zu einer toleranten und friedlichen Gesellschaft im Libanon beitragen.

Für die nächsten Monate lebe und lerne ich in der Near East School of Theology (NEST). Sie ist die älteste theologische Ausbildungsstätte im Nahen Osten. Offiziell wurde sie 1932 gegründet – ihre Vorläufer aber reichen etwa hundert Jahre weiter zurück. Diese standen unter dem Einfluss des Optimismus des 19. Jahrhunderts, sowohl Katholiken und Orthodoxe als auch Muslime bekehren zu können.

Doch diese Erwartungen wurden rasch gedämpft: Man musste sich damit abfinden, auf Dauer eine winzige Minderheit zu bleiben – und dies auch auf ökumenischer und theologischer Ebene.

Heute machen Protestanten etwa 0,5 Prozent der Bevölkerung des Libanons aus. Die evangelikalen, baptistischen und pfingstkirchlichen Kirchen haben mittlerweile mehr Mitglieder als die Nationale Evangelische, die presbyterianische und die Armenische Evangelische Kirche, die seit langem ansässig sind.

Seit mehr als hundert Jahren ist das Land Opfer regionaler Konflikte, der Protestantismus spielt eine marginale Rolle: Wie betreibt man in einem solchen Kontext protestantische Theologie?

Das Problem zeigt sich der heutigen Situation der NEST. Die Schule will ihre Flexibilität, ihre Reaktionsfähigkeit und ihren Qualitätsanspruch weiterentwickeln. Gleichzeitig möchte sie nicht länger von der westlichen Theologie abhängig sein. Diese empfindet man entweder als zu klassisch oder als kolonialistisch. Dazu kommt die Geldfrage: Denn auch wenn mehr als 80 Prozent der Pfarrer und Verantwortlichen der gesamten Region hier ausgebildet wurden und werden, reichen die Ressourcen der Kirchen nicht aus, um eine solche Fakultät zu finanzieren.

Es gilt, innovativ zu sein. Es braucht Ausbildungsangebote mit unterschiedlicher Form und Intensität sowie neue akademische Formen des Wirkens und der Kommunikation, mit denen man aktuelle Themen aufgreifen und einem breiteren Publikum zugänglich machen kann. Man muss Synergien und Allianzen schaffen und neue Wege der Finanzierung finden – etwa durch Dienstleistungen oder die Vermietung von Infrastruktur.

All dies hat auch eine theologische Grundlage. Denn natürlich müssen die Pfarrer und die Führungskräfte der Kirchen auf eine für unsere Zeit relevante Weise ausgerüstet, werden. Die Qualität der von den Protestanten vermittelten Bildung an den evangelischen Schulen und an der NEST ist noch immer ein anerkanntes und von der gesamten Bevölkerung geschätztes Markenzeichen.

Aber ist das traditionelle Modell des Gemeindepfarrers angesichts der kleinen Gemeinschaften auf Dauer tragfähig? Frauen sind zwar zum Pfarramt zugelassen, aber viele zögern, sich ohne weitere Absicherung auf ein solches Abenteuer einzulassen. Auch Männer würden gerne weltliche Berufstätigkeit und kirchlichen Dienst miteinander verbinden können. Der Austausch zwischen den Vertretern verschiedener Kirchen innerhalb der NEST regt das Nachdenken über die Zukunft an.

Die protestantische Theologie ermöglicht es auch, sich von den anderen Kirchen zu unterscheiden. Während sich die weiterverbreitete orthodoxe Tradition vor allem auf das Ritual ausrichtet, erfährt die protestantische Theologie mit ihrem Fokus auf den biblischen Text und ihrem kritischen und wissenschaftlichen Ansatz eine gewisse Anerkennung durch die anderen Kirchen.

Aber diese Konzentration auf den Text stellt die protestantische Theologie im Libanon auch vor Herausforderungen. Sie muss sich gegenüber der Substitutionstheologie und dem christlichen Zionismus positionieren. Deren Ursprünge sind eindeutig protestantisch – und direkt verknüpft mit Israel.

Die Substitutionstheologie stellt die Kirche als Nachfolgerin des jüdischen Volkes im Bund mit Gott dar. Somit lehnt sie jegliche Bedeutung Israels im Plan Gottes für die Zukunft ab. Der christliche Zionismus äussert sich in der Unterstützung des Staates Israel durch die Christen, weil erst durch die Rückkehr der Juden ins Heilige Land die Wiederkehr Christi möglich sei.

Ebenso müssen die Protestanten im Libanon einen Umgang finden mit der westlichen Ablehnung des Islam, der durch die Auslegung der Bibel legitimiert ist und in der sich antiarabischer Rassismus verbirgt. Die Dekolonisierung der protestantischen Theologie ist heute eine Selbstverständlichkeit geworden.



Kürzlich hat die evangelische Gemeinde Beiruts den Gründungsort der Near East School of Theology (NEST) besucht und einen Olivenbaum gepflanzt. Die protestantische Schule wurde 1856 in den Bergen oberhalb Beiruts ins Leben gerufen.

Die traditionellen Qualitäten des Protestantismus ermöglichen es der NEST, eine gute Beziehung zum Islam zu wagen und den Protestanten dabei zu helfen, auf theologische Weise mit Muslimen zu interagieren. Sie kämpft dafür, dass sich die Protestanten in der Region zugehörig fühlen. Deshalb lehnt sie die typisch westliche, klagende und vage paternalistische Bezeichnung «Minderheit der Minderheiten» für die Protestanten als eine depressive und abwertende Selbstdefinition ab.

Dank der Dekolonisierung des Denkens positioniert sie sich daher als Teil der Mehrheit der libanesischen Bürger und Gläubigen, die eine gerechte, tolerante und friedliche Gesellschaft wollen und für sie arbeiten. Ohne zu idealisieren oder zu dämonisieren, kritisch bleibend, ohne polemisch zu werden, versteht sich die protestantische Theologie der NEST als konstruktiv.

Sie fördert ein inklusives soziales und kulturelles Engagement für die gesamte Gemeinschaft und setzt dieses selbst um. Und zwar ganz konkret: Indem die NEST als Wohncampus funktioniert und alle Dienstleistungen vor Ort anbietet – einschliesslich eines spirituellen Lebens, sozialer Aktivitäten und Engagements sowie Freizeitangeboten, um von Anfang an das gute Zusammenleben einzuüben.